

VERZEIHEN. Zweites Konzil

BEREIT. Josef Stock

PAULINERPREIS. Sandra Bruza

SPENDE. PV-Stipedium

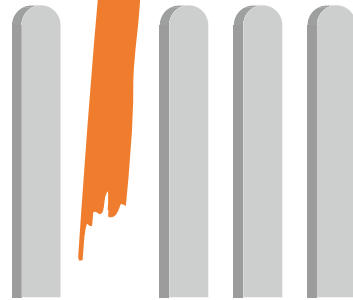
90 JAHRE PAULINUM. Festjahr

BUDDY. Mediation

KOTHGASSER. Porträt

MATURA — REGIONAL. Treffen

VERGESSEN. Erinnern



PAULINERFORUM

**vergessen —
verdrängen —
verzeihen —
versöhnen —**

auch durch mich ?

**Ausgabe 64 Dezember 2015
Mitteilungen des Paulinervereins**

InHALT

Vorwort

- 2 Vorwort des Obmanns

Leitthema

- 3 „Vergessen heißt Erinnern!“
Ein psychiatrischer Blick auf ein verstecktes Phänomen
- 4 Verzeihen und Versöhnen
– auf dem zweiten Vatikanischen Konzil und danach
- 15 Vergessen, Verdrängen, Verzeihen, Versöhnen
– Zusammenhänge?

Vereinsangelegenheiten

- 9 Aufruf zur Spende für PV-Stipendium

Personalia

- 9 „Ich bin bereit“
– der Grundakkord von Mag. Josef Stock (MJ 1968)
- 12 Dr. Oskar Wötzer (MJ 1948)
– ein Pionier der Nächstenliebe
- 12 In piam memoriam
- 13 Ein persönliches Porträt zu Alt-Erzbischof Dr. Alois Kohgasser

Aus dem Paulinum

- 7 90 Jahre Bischöfliches Gymnasium Paulinum:
Ein Ausblick auf das Programm des Festjahres
- 11 Idee und Kriterien des Paulinerpreises
- 14 Der Pauliner-Geist macht es aus ...
- 16 Buddy und Mediation am Paulinum

Regional- und Maturatreffen

- 7 Regionaltreffen Innsbruck
- 11 60-jähriges Maturajubiläum
- 12 Goldenes Maturatreffen – MJ 1965
- 13 Regionaltreffen Oberland
- 14 40-jähriges Maturatreffen
- 15 15+1-jähriges Treffen des MJ 1999

Schlusspunkt

- 16 Dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag

VorWORT

Liebe Altpaulinerinnen und Altpauliner, liebe Freundinnen und Freunde des Paulinums,

wir haben diesen Titel gewählt, weil uns einfach einmal interessiert hat, wie Menschen mit ihrer Erinnerung, mit ihren Erfahrungen umgehen können. Allein schon die Assoziationen mit diesem Titel waren überraschend – und diese Überraschung möchten wir gerne an dich weitergeben.

Nur so als kurze Frage – wahrscheinlich hast du mit dem Vorwort begonnen und noch nicht mehr gelesen: Was fällt dir spontan zum Thema dieses Heftes ein?

Im nächsten Jahr wird das Paulinum 90 Jahre alt. Die Neugründung war nach dem Ersten Weltkrieg wegen der Brennergrenze nötig. Zur „Mutterinstitution“ Vinzentinum in Brixen bestehen rege und gute Kontakte – und 2016 möchten wir diese 90 Jahre ein wenig Revue passieren lassen. Wenn sich bei dir „antike“ Dokumente, Pauliner Briefe oder alte Fotos finden lassen, so sind wir gerne bereit, etwas davon in der nächsten Nummer abzudrucken. Lass es uns einfach wissen!

Mit herzlichen Pauliner Grüßen
euer Obmann



Wolfgang Förg-Rob,
MJ 1975



TITELBILD



Public Domain, Larissa-K/Pixabay.

IMPRESSUM

Herausgeber und Verleger: Paulinerverein, Paulinumweg 1, 6130 Schwaz;
www.paulinum.at, redaktion@paulinum.at **Redaktionsteam und für den Inhalt verantwortlich:** Markus Anker, MJ 2014; Wolfgang Förg-Rob, MJ 1975; Larissa Hagspiel, MJ 2013; Johann Schapler, i. P. 1959-1967. Für den Inhalt namentlich gekennzeichnete Beiträge tragen die VerfasserInnen die Verantwortung. **Grafik und Layout:** Werner Neururer, MJ 1986. **Blattlinie und Erscheinungsweise:** Das „Pauliner Forum“ ist die Zeitung des Paulinervereins und erscheint mehrmals pro Jahr. **Redaktionsschluss dieser Ausgabe:** 19.10.2015 **Druck:** Steigerdruck, 6094 Axams.

„VERGESSEN heißt ERINNERN!“

Ein psychiatrischer Blick auf ein verstecktes Phänomen.

Wir alle sind Opfer. Und Täter. Wir erfahren täglich unzählige kleine und große Momente und funktionieren praktisch automatisch. Unser Gehirn funktioniert selbständig, quasi im Hintergrund und steuert somatische wie psychische und wohl geistige Prozesse, ohne dass wir wesentlich willkürlich daran beteiligt sind. Ohne automatische Reizfilterung und Abschirmung millionenfacher Eindrücke Tag und Nacht wäre unsere Existenz kaum denkbar,

Man kann nicht Gras über eine Sache wachsen lassen, die man ständig mit sich herumträgt.

Annette Andersen

da wir ständig zwischen unendlich vielen Erfahrungen hin- und hergerissen, also zerrissen, wären. Es gehört wohl zu den evolutionären Errungenschaften der menschlichen Entwicklung, relevante von weniger bedeutsamen Reizen zu trennen und nur jene Informationen bis zum Bewusstsein durchdringen zu lassen, die zum (alltäglichen) Überleben benötigt werden. Die weitaus größere Datenmenge an Erfahrungen wird „abgewehrt“, umgeleitet in einen Speicher, welcher tief in unserer Seele verankert, jedoch kaum bewusstseinsfähig ist.

Wir sind also „Opfer“ unserer Umwelteinflüsse und durch ständigen Austausch mit dieser unbewusst auch Gestalter, indem wir auf Reize reagieren und somit die Umgebung beeinflussen. Dieses Wechselspiel zwischen uns als Individuum mit unseren Bezugsmenschen, also zum Beispiel zwischen einem Baby mit seiner Mutter (Bezugsperson) prägt die Entwicklung, fördert oder hemmt sie und wird in der Tiefenpsychologie als „frühe Mutter-Kind-Interaktion“ bezeichnet. Mütter wirken auf ihre Kinder ein und jedes Kind beeinflusst seine Bezugsperson, eben die mütterliche Figur. Aus psychiatrischer Sicht stellt dieses Wechselspiel einen zentralen Aspekt zur Entwicklung zu seelischer Gesundheit oder im ungünstigen Fall zu psychiatrischen Störungen dar. Selbstverständlich müssen sowohl genetische Faktoren erwähnt

werden wie spätere Erfahrungen, etwa Traumatisierungen, Kränkungen, Überlastungen oder Überforderungen, die allesamt die psychischen Prozesse in Dysbalance bis hin zur Erkrankung führen können.

„Vergessen“ in diesem Kontext könnte bedeuten, unangenehme (frühe) Erfahrungen in der Mutter-Kind-Interaktion auszublenden, da sie die Entwicklung zu Gesundheit, Zufriedenheit und Sicherheit bedrohen. Unsere Seele hat also die Möglichkeit, aktuell unbewältigbare, gefährliche oder unangenehme Erfahrungen dem Bewusstsein vorzuenthalten, um unsere Integrität zu schützen. Diese Eigenschaft begleitet uns ein Leben lang als Schutzapparat. In dem somatischen Abwehrsystem analoger Weise, das fremde Keime neutralisiert und Immunisierung bildet, kann auch die Psyche Abwehrmechanismen (Verleugnen, Verdrängen, Abspalten uva.) aktivieren und somit krankheitsfördernde Erfahrungen entschärfen.

Vergessen bedeutet aber – „es hat stattgefunden“- und ist Teil unserer Erfahrungswelt. Alle Erfahrungen in unserem Leben haben realen Charakter, viele sind aber abgewehrt und des-

Auch das Vergessen währt niemals ewig, irgendwann verliert auch es sein Gedächtnis.

Martin Gerhard Reisenberg

halb etwa „vergessen“. Wir alle können schöne Erlebnisse in Erinnerung rufen, auch kritische Momente oder problematische Begegnungen. Wir alle müssen aber auch Reize wegfiltern, die zu bedrohlich waren.

Wir vergessen, was nicht sein soll oder darf. Besonders traumatische Ereignisse werden vom Gehirn sofort als Gefahr erkannt und entsprechende Schutzsysteme hochgefahren. Eine weitere Möglichkeit, mit existenzieller Angst klarzukommen, wäre „Dissoziation“. Dabei wird ein erlebtes Moment, eine ganze Kindheit oder sogar eine (Teil-) Identität völlig abgespalten.

Wenn Stattgefundenes wie oben erwähnt nicht weg ist, sondern höch-



Wolfgang Ghedina

stens aus dem bewussten Augenwinkel geschoben wurde, kann es möglicherweise auch wirksam werden. In der Tat kennen wir in der Psychiatrie das (häufige) Phänomen, dass oftmals mit mehrjähriger Latenz alte Wunden „reaktualisiert“ werden, also aufbrechen, und im Sinne von Symptombildung spürbar werden. Schlafstörungen, Angstzustände bis hin zu Panikattacken, depressive Episoden und suizidale Krisen haben regelmäßig ihre Ursprünge in biographisch zurückliegenden abgewehrten Erfahrungen und kommen quasi über die Hintertüre als quälende Leiden zum Vorschein. Mit ihnen (den Qualen, Erkrankungen...) umzugehen, beinhaltet die Pflicht, sich an sie (die Erfahrungen) zu erinnern, sie bewusst zu machen, in die Gegenwart zu holen und sie beim Namen zu nennen. Bereits Sigmund Freud (1914) erkannte die Bedeutung von „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ als eine der Grundlagen psychotherapeutischen Handelns.

Wenn wir schließlich den „Tätern“ von unangenehmen, existenzbedrohenden und blockierenden Erfahrungen, die abgewehrt werden mussten, verzeihen wollen, gelingt das über „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“ in der Begegnung mit wohlgesonnenen Menschen. Verzeihen bedeutet hier also die Umkehrung von Vergessen und beinhaltet das Miteinander-in-Dialog-treten. Der Dialog entspricht einer Mutter-Kind-Erfahrung, allerdings im therapeutischen Sinne zwischen gleich starken Individuen. Ebenbürtige Stärke inkludiert auch Akzeptanz des anderen und hebt das Gefälle Täter-Opfer auf.

Wir können nicht wirklich vergessen, aber verzeihen!

Dr. Wolfgang Ghedina, MJ 1985,
FA für Psychiatrie



von Nikolaus Wandinger

nern, es gibt aber auch ein heilendes, Zukunft eröffnendes Erinnern. Daher kann ich Vergessen nicht mit Vergebung und Versöhnung in notwendigen Zusammenhang bringen.

Zum zweiten möchte ich kurz das Verhältnis von Vergebung und Versöhnung beleuchten. Mir scheint es nämlich wichtig, zu sehen, dass es einen

wird. Doch auch dazu kann man niemanden verpflichten. Das macht deutlich: Versöhnung kann nicht von einer einzelnen Person oder einer einzelnen Gemeinschaft oder Institution bewirkt werden. Eine Seite kann immer nur vergeben oder um Vergebung bitten und damit einen Versöhnungsprozess initiieren. Wie dieser Prozess dann abläuft,

VERZEIHEN und VERSÖHNEN

– auf dem zweiten Vatikanischen Konzil und danach

Vorbemerkungen

Die ursprüngliche Einladung an mich, einen Artikel für das Pauliner Forum zu schreiben, nannte als Generalthema des Heftes „Vergessen, verzeihen, versöhnen – auch mit mir?“ und bat mich, dieses Thema im Hinblick auf das II. Vatikanum zu bearbeiten. Ich habe mir nun erlaubt meine Überschrift leicht zu modifizieren und möchte dies eingangs kurz begründen, weil ich mir denke, dass das für das Verständnis der Sache selbst wichtig ist.

Zum einen kann man unschwer feststellen, dass ich „Vergessen“ weglassen habe. Ich bin mir nämlich nicht sicher, ob Vergebung und Versöhnung mit Vergessen einhergehen muss – ja sogar ob sie das können. Natürlich gibt es ein Nicht-Vergessen, das Vergebung und Versöhnung verhindert. Wenn erlittenes Unrecht und die dadurch verursachten Verletzungen zu Groll und Resentiment gefroren sind, dann ist der Weg zu Vergebung und Versöhnung sehr schwer, ja oft so verbarrikadiert, dass er unmöglich ist. Folgt daraus aber die Notwendigkeit des Vergessens? Die Redewendung „Vergeben und vergessen!“ will besagen, dass das vergabene Unrecht in Zukunft nicht mehr nachgetragen, nicht mehr aufgerechnet, nicht mehr Anlass von Vorwürfen sein wird. Ich denke aber nicht, dass sie wirklich meint, man hätte seine Erinnerung gelöscht. Im Gegenteil macht eine gute Erinnerungskultur deutlich, welch Geschenk und welch Gnade es ist, wenn Versöhnung gelungen ist; und sie warnt davor, einmal gemachte Fehler wieder zu begehen. Wichtig ist also nicht das Vergessen, sondern wie man erinnert. Es gibt ein zerstörerisches, Zukunft verbauendes Erin-

bedeutsamen Unterschied zwischen beiden gibt: Vergeben kann ein Mensch einseitig und von sich aus. Wenn mir jemand etwas angetan hat, kann ich ihm von mir aus vergeben. Das ist eine wichtige Voraussetzung für unsere Versöhnung, aber noch nicht die Versöhnung selbst. Denn dazu ist es auch erforderlich, dass der/die andere meine Vergebung akzeptiert, was voraussetzt, dass er/sie die Schuld einsieht, vielleicht sogar eingesteht. In der Folge kann dann unsere Beziehung eine neue Qualität erhalten. Es wird wohl nicht mehr ganz dieselbe sein wie vorher; sie kann durchaus noch etwas getrübt bleiben trotz Versöhnung; es kann aber auch sein, dass sie sogar besser wird als vor der Verfehlung, weil der Prozess von Verfehlung, Vergebung, Einsehen des Fehlers und Annahme der Vergebung, der zur Versöhnung geführt hat, die Beziehung ehrlicher, tiefer, damit echter und tragfähiger gemacht hat. Aber das ist kein Automatismus.

Beide – Vergebung und Versöhnung – sind freie Akte, auf die kein Anspruch besteht und die auch nicht durch bloße Willensentscheidung herbeigeführt werden können. Jemand, der verletzt wurde, ist vielleicht für längere Zeit gar nicht fähig zu vergeben, weil die Verletzung noch zu stark ist. Das Christentum ist eine Religion, die für die Vergebung eintritt, Menschen zu Vergebung führen und befähigen will (vgl. Mt 18,21-22), weil die Alternative die Vergeltung ist, die nur zu leicht eskalieren kann (vgl. Gen 4,23f.). Dennoch kann man zur Vergebung nicht verpflichten oder sie verordnen, daher haben wir ja immer noch ein Justizsystem. Genauso ist es mit der Versöhnung: Das Angebot der Versöhnung kann nur wirksam werden, wenn es angenommen

hängt davon ab, wie auf das Angebot oder die Bitte der Vergebung reagiert wird; und das entscheidet darüber, ob am Ende des Prozesses wirklich Versöhnung steht.

So konnte auch das Zweite Vatikanische Konzil selbst keine Versöhnung mit anderen bewirken, aber es konnte einen Prozess anstoßen mit dem erhofften Ziel einer Versöhnung. Im Folgenden werde ich nun vier Bereiche kurz skizzieren, in denen das Konzil eine Versöhnung angezielt hat, und auch ein wenig darstellen, welche Fortschritte es seither auf dem Weg der Versöhnung gab. Diese vier Bereiche sind: das Verhältnis zum Judentum, zu anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, zur Welt der Anders- und Nichtglaubenden; und schließlich das Verhältnis zur Sünde in der eigenen Kirche.

Angezielte Versöhnung mit ... dem Judentum

Die Geschichte der Kirche mit dem Judentum ist eine traurige und schuld-beladene. Schon sehr bald setzte sich unter den Christen eine ablehnende und feindliche Haltung gegen die Juden durch: zunächst, weil sie sich nicht „bekehrten“, im Verlauf des Mittelalters wurden sie sogar wegen der Kreuzigung Jesu als „Gottesmörder“ verunglimpft und man ging davon aus, dass den Juden der Status des heiligen Volkes Gottes entzogen worden und auf die Kirche übertragen worden sei (Substitutionsthese). In der frühen Neuzeit wurden alle möglichen Ritualmordlegenden verbreitet – wie man in Tirol ja sehr gut weiß. Vielen ist ja noch in lebhafter Erinnerung, welche Auseinandersetzungen es kostete, als

der damalige Bischof Stecher die Wallfahrt zum „Anderl von Rinn“ 1994 (!) untersagte. Der christliche Antijudaismus kann zwar nicht mit dem antisemitischen Judenhasse des Nationalsozialismus gleichgesetzt werden, doch muss man sehen, dass Ersterer den Boden für Letzteren bereitet hat, obwohl das kirchliche Lehramt den Antisemitismus 1928 verurteilte. Zwar hielt die Kirche einerseits fest, dass die Sünden aller Menschen letztlich schuld am Tod Jesu waren, andererseits war dies im Bewusstsein zu wenig verankert und verhinderte so nicht den kirchlichen Antijudaismus, der bis in den Kern der christlichen Liturgie vordrang, wenn in den Großen Fürbitten des Karfreitags seit 1570 dafür gebetet wurde, dass die „treulosen Juden“ „Jesus Christus erkennen“ sollten. Erst die Schrecken der nationalsozialistischen Judenvernichtung stießen eine Besinnung an.

Dem Reform- und Konzilspapst Johannes XXIII. ist es wesentlich zu danken, dass hier die Kirche einen Schritt zur Versöhnung gesetzt hat. Bereits vor dem von ihm einberufenen Konzil strich dieser Papst das Adjektiv „treulos“ aus der genannten Karfreitagsbitte und gab dem Konzil 1962 die Aufgabe, das Verhältnis der Kirche zum Judentum neu zu bestimmen. Dies gelang freilich erst am Ende des Konzils, im Oktober 1965. Während nämlich für das westliche Empfinden die Frage nach dem Verhältnis zum Judentum eine theologische Frage war, die von der Erfahrung der Shoah her bedacht wurde, war für arabische Christen in muslimischen Staaten die Frage eine hochbrisante politische Frage im Verhältnis zum modernen Staat Israel. Der Konzilstheologe Yves Congar OP beschreibt in seinem Konzilstagebuch mehrfach die massiven Probleme, auf die der Text stieß. Bischöfe aus dem Nahen und Mittleren Osten wiesen darauf hin, dass eine Aussage des Konzils zu Gunsten der Juden die Gefahr mit sich brächte, dass es in ihren Ländern zu Christenverfolgungen und Kirchenverbrennungen kommen könnte. Es musste also erst hinreichend klar gemacht werden, dass die Kirche durch eine positive Stellungnahme zum Judentum keineswegs in politischen Fragen rund um den modernen Staat Israel Partei ergreifen, sondern ihre eigene religiöse Herkunft bedenken und klären wollte. Dies geschah auch dadurch, dass man nicht eine gesonderte Erklärung zum

Judentum verabschiedete, sondern eine „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ – kurz *Nostra aetate* –, deren 4. Artikel erst über die Juden spricht. Dennoch ist dieser Abschnitt der „Ursprung“ und die bleibende „Mitte des endgültigen Textes“.

In dieser Erklärung anerkennt die Kirche ausdrücklich ihre Herkunft aus dem Judentum und gibt den biblischen Aussagen „normative Bedeutung“, die eine positive Zusammenordnung von Juden und Heiden in der Kirche betonen (vgl. Röm 11,17-24; Eph 2,14-16). Die jüdische Herkunft Jesu und der Apostel wird hervorgehoben. Der Text hält zwar am christlichen Standpunkt fest, dass „ein großer Teil der Juden [...] das Evangelium nicht angenommen [hat], ja nicht wenige [...] sich seiner Ausbreitung widersetzt“ haben, klärt aber dann, dass dies keineswegs zur Folge habe, dass Gott sie deshalb verworfen habe. Vielmehr „sind die Juden nach dem Zeugnis der Apostel immer noch von Gott geliebt um der Väter willen; sind doch seine Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich“. Der Substitutionsthese wird schon damit eine Absage erteilt. Damit dies aber auch niemand übersieht, heißt es etwas später noch einmal ausdrücklich: „Gewiss ist die Kirche das neue Volk Gottes, trotzdem darf man die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen, als wäre dies aus der Heiligen Schrift zu folgern. Darum sollen alle dafür Sorge tragen, dass niemand [...] etwas lehre, das mit der evangelischen Wahrheit und dem Geiste Christi nicht im Einklang steht.“

Desgleichen wird der kollektiven Anschuldigung des „Gottesmordes“ widersprochen: „Obgleich die jüdischen Obrigkeiten mit ihren Anhängern auf den Tod Christi gedrungen haben, kann man dennoch die Ereignisse seines Leidens weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied noch den heutigen Juden zur Last legen.“

Schließlich ist auch ein Ansatz einer Bitte um Verzeihung vorhanden, der allerdings so verhalten ist, dass man ihn nicht deutlich als solchen erkennen kann: „Außerdem beklagt die Kirche, die alle Verfolgungen gegen jegliche Menschen verwirft, im Bewusstsein des gemeinsamen Erbes mit den Juden, nicht aus politischen Gründen, sondern angetrieben von der religiösen Liebe des Evangeliums, Hass, Verfolgungen

und Manifestationen des Antisemitismus, die sich, zu welcher Zeit auch immer und durch wen auch immer, gegen Juden gerichtet haben.“

Die Folgen dieses Dokuments, das eine fast 2000-jährige Geschichte christlicher Judenfeindschaft beendet hat, sind beachtlich. Der jüdisch-christliche Dialog hat zu einem guten Miteinander geführt und die theologische Herkunft des Christentums aus dem Judentum ist heute eine Selbstverständlichkeit. Schließlich wurde in der Folge der Liturgiereform des Konzils auch die Karfreitagsbitte für die Juden noch einmal geändert. Sie lautet nun: „Lasst uns auch beten für die Juden, zu denen Gott unser Herr zuerst gesprochen hat: Er bewahre sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen, damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluss sie führen will.“

Dieser Text spricht nicht nur nicht mehr von „treulosen Juden“, sondern setzt im Gegenteil in seiner Bitte um ihre Erhaltung in der Treue diese Treue voraus. Darüber hinaus geht er nicht mehr davon aus, dass das Heil der Menschen jüdischen Glaubens in einer Konversion zum Christentum bestünde, sondern formuliert neutral, dass sie das Ziel erreichen sollten, zu dem Gott sie führen will – welches das auch sei. Es ist also ein Gebet, das die anderen nicht vereinnahmt und ihnen nicht die eigene Sicht der Dinge überstülpt, sondern, das ihre Identität anerkennt und sie in dieser belässt. Unter diesem Gesichtspunkt ist es tatsächlich ein Rückschritt, dass Papst Benedikt XVI. 2008 in Ausnahmefällen wieder die Bitte in der vorkonziliaren Form zugelassen hat, in der um die Bekehrung der Juden zum Christentum gebetet wird.

Allerdings darf auch nicht übersehen werden, dass es sich um einen Ausnahmefall handelt, nicht um den Standardritus. Allerdings befremdet es mich immer wieder, dass in manchen Karfreitagsgottesdiensten auch die Bitte für die Juden nach dem Standardritus weggelassen wird, weil man – wohl aus Zeitgründen – die Zahl der Großen

Wenn du dich zur Versöhnlichkeit geneigt fühlst, so frage dich vor allem, was dich eigentlich so milde stimmte: schlechtes Gedächtnis, Bequemlichkeit oder Feigheit.

Arthur Schnitzler

Bitten (es gibt insgesamt zehn) verringern will. Ich muss zugeben, dass mir zum einen nicht eingängig ist, warum man eine Liturgie, die ohnehin nur einmal im Jahr gefeiert wird, kürzen muss, und zum anderen, warum man dann ausgerechnet diese Bitte weglässt.

Was für das sehr schwierige Verhältnis der Kirche zu den Juden und dem Versuch des Zweiten Vatikanischen Konzils gilt, eine Versöhnung anzustoßen, gilt mit etwas anderen Vorzeichen auch für die anderen genannten Verhältnisse.

... den getrennten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften

Es gab eine Zeit, zu der die offizielle katholische Kirche und ihre durch sie instruierten Gläubigen, Protestan-

Der Schwache kann nicht verzeihen. Verzeihen ist eine Eigenschaft des Starken.
Mahatma Ghandi

ten als Häretiker und Abtrünnige ablehnte und gering schätzte. Die getrennten Ostkirchen kamen in unseren Breiten weniger in den Blick, aber auch sie wurden zumindest als abtrünnig gesehen. Als im 20. Jahrhundert die ökumenische Bewegung aufkam, war dies zunächst eine Bewegung innerhalb der protestantischen Kirchen, die katholische Kirche hielt sich davon absichtlich fern. Das Problem für die katholische Kirche bestand darin, wie die anderen christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften positiv zu würdigen seien, ohne dass man den Standpunkt aufgeben musste, selbst tatsächlich die Kirche Christi in dieser Welt zu sein.

In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute, *Lumen gentium*, gelingt dem Konzil hierzu ein seither viel beachtetes und auch kontrovers diskutierter Durchbruch. Hatte eine Formulierung im Entwurf zu dem Dokument gelautet, die Kirche Christi sei die katholische Kirche – im Sinne von sei identisch mit der katholischen Kirche –, so formuliert das Konzil, die Kirche Christi sei in der katholischen Kirche verwirklicht. Das Dokument selbst erläutert sofort, was dies zur Folge hat, nämlich, dass „außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit

zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen“.

Während also vorher Kirche Christi und katholische Kirche als identisch angesehen wurden, wird nun gelehrt, dass zwar in der katholischen Kirche die Kirche Christi verwirklicht sei, dass aber Elemente und Gaben, die zur Kirche Christi gehören, auch außerhalb ihrer zu finden seien. Diese drängen dann aber auf „katholische Einheit“ hin. Hier ist auf ein sprachliches Problem mit dem Ausdruck „katholisch“ hinzuweisen. Er ist uns geläufig als Unterscheidungs-begriff: Man ist entweder katholische/r oder evangelische/r oder orthodoxe/r ChristIn. Seine griechische Grundbedeutung ist aber „allumfassend, universell“. In dieser Bedeutung ist er zu verstehen, wenn etwa im Credo an die „heilige katholische Kirche“ geglaubt wird. Es handelt sich dabei nicht um die katholische Kirche im Unterschied zu den protestantischen oder orthodoxen – ist doch das Glaubensbekenntnis wesentlich älter als die Kirchenspaltungen –, sondern um die eine universale Kirche Christi. So muss auch hier in LG 8 verstanden werden, dass die Gaben der Kirche Christi, die sich außerhalb der katholischen Kirche im konfessionellen Sinn befinden, auf katholisch-umfassende – nicht aber zwangsläufig auf katholisch-konfessionelle – Einheit hindrängen.

Worin diese Gaben bestehen, erläutert die Nr. 15 der Kirchenkonstitution: „Mit [...] den nichtkatholischen ChristInnen] weiß sich die Kirche aus mehrfachem Grunde verbunden. Viele [...] halten die Schrift als Glaubens- und Lebensnorm in Ehren, zeigen einen aufrichtigen religiösen Eifer, glauben in Liebe an Gott, den allmächtigen Vater, und an Christus, den Sohn Gottes und Erlöser, empfangen das Zeichen der Taufe, wodurch sie mit Christus verbunden werden; ja sie anerkennen und empfangen auch andere Sakramente in ihren eigenen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften. Mehrere unter ihnen besitzen auch einen Episkopat, feiern die heilige Eucharistie und pflegen die Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter. Dazu kommt die Gemeinschaft im Gebet und in anderen geistlichen Gütern; ja sogar eine wahre Verbindung im Heiligen Geiste, der in Gaben und Gnaden auch in ihnen mit seiner heiligenden Kraft wirksam ist und manche von ihnen bis zur Vergießung des

Blutes gestärkt hat.“

Zugegebenermaßen ist die Sichtweise des Konzils auf die nichtkatholischen Kirchen wertend. Es sieht die konfessionell-katholische Kirche als Kirche im Vollsinn an, während bei anderen nur Elemente davon verwirklicht sind. Das mag nicht der Selbstwahrnehmung der anderen Kirchen entsprechen. Jedoch dürfte gerade darin ein großer Fortschritt bestehen, dass das eigene Selbstverständnis beibehalten werden kann, ohne dass das anderer als falsch abgewertet werden muss. Die Kirche verabschiedet sich hier von einer Schwarz-Weiß-Logik und wendet sich hin zu einer Logik, die viele Abstufungen und Grautöne zulässt. Sie ist nicht wertneutral und gibt die eigenen Vorstellungen nicht auf, sie ist aber weit genug, andere nicht einfach als falsch abzuqualifizieren, sondern einen differenzierten Blick auf sie zu wagen. Das Potential dieses Denkens ist noch immer nicht ganz ausgelotet – weder im Bezug auf das Verhältnis der katholischen Kirche zu anderen Kirchen, noch in anderen Bereichen. Aufhorchen ließ in diesem Zusammenhang kürzlich Kardinal Schönborn, der bei der gerade zu Ende gegangenen Synode zu Ehe und Familie diese Logik auch auf nicht kirchlich verheiratete Paare anwandte: „Diese Betrachtungsweise sollte auch auf die Ehe angewandt werden, die ja ‚Kirche im Kleinen‘ ist. Das heißt: Das Ehesakrament wird dort voll verwirklicht, wo ein Mann und eine Frau miteinander in einer sakramental geschlossenen Ehe im Glauben leben. Das schließt nicht aus, dass es – außerhalb dieser vollen Verwirklichung des Ehesakraments – positive Elemente gibt, die gleichsam Signale des Aufbruchs sind. Zum Beispiel ist die zivil geschlossene Ehe mehr als eine simple Lebensgemeinschaft. In der Zivilehe gibt es eine größere Verpflichtung, mehr Verbindlichkeit als in der Lebensgemeinschaft. Die Partner verpflichten sich vor der Gesellschaft und voneinander, in einem Bund, der auf Rechten und Pflichten beruht. Die Kirche sieht das als einen Fortschritt gegenüber der simplen Lebensgemeinschaft. Die Nähe zum sakramentalen Ehebund ist größer. Es ist gleichsam ein Versprechen, ein Signal der Erwartung. Statt auf das zu verweisen, was fehlt, kann man sich dieser Lebenswirklichkeit auch annähern, indem man feststellt, was es an Positivem in dieser sich stabilisie-



90 JAHRE Bischöfliches Gymnasium Paulinum

Ein Ausblick auf das Programm des Festjahres

Das kommende Kalenderjahr 2016 wird ein Jubiläumsjahr für das Bischöfliche Gymnasium Paulinum, es wird 90 Jahre alt!

Wir werden dieses Gedenkjahr gebührend feiern. Dazu wird es über das ganze Jahr hinweg immer wieder Veranstaltungen geben. Da wir, die Pauliner Schulgemeinschaft, uns sehr freuen würden, wenn viele Altpauliner/innen zu den Veranstaltungen kommen, gebe ich die bereits fixen Termine und das weitere Programm gerne bekannt!

Wir beginnen das Festjahr am 08.01.2016 mit einem großen Schulgottesdienst, den unser Schulpfarrer, Hans Peter Schiestl, mit uns feiern wird. Im Rahmen dieses Gottesdienstes wird auch eine Kerze, die an das 90-Jahr-Jubiläum erinnern soll, geweiht.

Unser Herr Bischof kommt am 20.01.2016 zum „Jahrgangsgespräch“ mit den Schüler/innen der 7. Klassen ans Paulinum. Wir wollen daraus eine

Veranstaltung machen, die jährlich stattfindet. Keine Schülerin/Kein Schüler soll am Paulinum maturieren, ohne mindestens einmal Kontakt zum Bischof, er ist der Schulerhalter, gehabt zu haben.

Am 23.04.2016 präsentieren unsere Schulchöre und das neue Schulorchester im Silbersaal des SZentrum mit Beginn um 19:00 Uhr die „Carmina Burana“ von Carl Orff.

Der Höhepunkt der Feierlichkeiten wird der feierliche Gottesdienst in der Pauliner Kirche und die große Festveranstaltung im SZentrum am 14.10.2016 sein. Eine Reihe von Ehrengästen, angeführt von unserem Bischof Manfred Scheuer, werden daran teilnehmen.

Zu dieser großen Veranstaltung, aber auch zu den anderen Veranstaltungen, werden die Mitglieder des Pauliner Vereins immer rechtzeitig und herzlich eingeladen werden.

Das Festjahr endet mit dem Weihnachtsgottesdienst am 23.12.2016, den unser Bischof mit uns zelebrieren wird!

Zwischen den großen Veranstaltungen wird es eine Reihe von kleineren Veranstaltungen geben.

Im Frühjahr 2016, der genaue Termin steht noch nicht fest, kommt die Weltmeisterin Eva-Maria Brem ans Paulinum. Sie wird hier Vorträge für Schü-

ler/innen und eventuell auch Eltern halten. Für den Nachmittag ist geplant, dass sie mit unseren Sportler/innen eventuell ein Spezialtraining macht. Dies wird ein sehr spannender Tag für uns alle werden, auf den wir uns schon sehr freuen!

Im Herbst 2016 ist geplant, dass ein bedeutender Universitätsprofessor aus Innsbruck, ich denke dabei an den Spitzenphysiker Univ. Prof. Dr. Blatt, über den Wissenschaftsstandort Tirol und über die Spitzenforschung an der Universität Innsbruck sprechen wird. Dies soll unseren Schüler/innen unsere Landesuniversität und die Leistungen unserer Forscher/innen näher bringen.

Eventuell wird es noch eine Lesung und eine Ausstellung geben, dies ist jedoch erst einmal gedanklich geplant, weder Personen noch Termine sind fix.

Es würde uns von der Pauliner Schulgemeinschaft sehr freuen, wenn wir immer wieder viele Altpauliner/innen begrüßen dürften. Die Einladungen werden rechtzeitig an alle Mitglieder des Paulinervereins ergehen! Der Vorstand des Paulinervereins ist in die Detailplanung immer wieder eingebunden.

Mit freundschaftlichen
Pauliner Grüßen

Kurt Leitl, Direktor

RegionalTREFFEN INNSBRUCK

v. links n. rechts Bruno Kuen,
Manfred Marent und Magnus Lochbihler



Sicherlich nicht ganz alltäglich war das Regionaltreffen in Innsbruck am Freitag, 2. Oktober 2015. Denn wie oft bekommt man schon drei Altpauliner Missionare an einem Ort zusammen? Wir haben es geschafft und es war ein besonders herzliches Treffen, über welches ich hier kurz berichte.

Pater Bruno Kuen (Herz Jesu-Orden/Kamerun) und Pater Magnus Lochbihler (Benediktiner-Orden/Tansania) waren gerade auf Heimaturlaub und so dachten wir uns, dass die Paulinergemein-

schaft aus erster Hand Informationen über die aktuelle Arbeit an der Missionsfront erfahren kann. Kurzerhand baten wir auch noch, Pater Manfred Marent (Kapuziner-Orden) zu kommen, der viele Jahre lang auf Madagaskar als Missionar tätig war und nun in Innsbruck lebt. Alle drei Missionare berichteten detailliert über ihre Arbeit in der Mission und darüber, mit welchen finanziellen, politischen oder sonstigen Problemen sie sich dort auseinandersetzen müssen. Pater Bruno Kuen re-

ferierte zu einer Power-Point-Präsentation mit etlichen Fotos und Grafiken und somit hinterließ das Erzählte beim Publikum einen nachhaltigen visuellen Eindruck. Auch die Fragen der Interessierten wurden noch ausführlich und aufschlussreich beantwortet.

So umfangreich wurden wir noch nie über Missionsarbeit aufgeklärt! Vielen Dank, liebe Patres!

Robert Höfner, MJ 1988

renden Liebe gibt.“ Welche Fortschritte die Synode hier genau gebracht hat, wird sich ja schon bald zeigen.

Im Falle der orthodoxen Kirchen, mit denen die Gemeinsamkeit ja am größten ist, konnte allerdings schon während des Zweiten Vatikanums ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur Versöhnung gegangen werden: Der wechselseitige Bann zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, der seit 1054 bestand, wurde von Papst Paul VI. und dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras I. am 7. Dezember 1965, einen Tag vor Abschluss des Konzils, aufgehoben.

... der Welt der Anders- und Nichtglaubenden

Auch mit den Anders- und Nichtglaubenden hat das Konzil einen Versöhnungsprozess angestoßen. Seit etwa Mitte des 3. Jahrhunderts galt der knappe Satz *extra ecclesiam nulla salus*, also „außerhalb der Kirche kein Heil“. Zunächst wollte dieser Satz nicht Andersglaubende vom Heil ausschließen, sondern er wollte ChristInnen, die Verfolgung ausgesetzt waren, verdeutlichen, was auf dem Spiel stand, wenn sie sich dem Druck beugen und die Kirche verlassen sollten. Doch schon bald wurde der Satz als allgemeine Regel verstanden und bekam durch Fulgentius von Ruspe (468-533) eine pointierte Formulierung: „Aufs gewisseste halte fest und zweifle in keiner Weise: nicht nur alle Heiden, sondern auch alle Juden, alle Häretiker und Schismatiker, die außerhalb der gegenwärtigen katholischen Kirche sterben, werden ins ewige Feuer gehen, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.“ Zwar muss gesagt werden, dass es immer auch eine andere Tradition gab, welche schon von einer Kirche als Heilsgemeinschaft, die seit Abel bestehe, sprach, und der Lehrer des Fulgentius und große Kirchenvater des Abendlandes, Augustinus, lehrte ebenso „Die Taufe wird [jenen] unsichtbar gespendet, welche nicht die Verachtung der Religion, sondern die Schranke der Not ausschließt.“ Dennoch schloss dies jene vom Heil aus, die tatsächlich aus Überzeugung der Kirche nicht beitreten wollten. Ältere Menschen in unseren Breiten wissen auch noch sehr gut, wie eilig man es früher hatte, Neugeborene möglichst bald zu taufen, damit – falls sie sterben

sollten, was ja früher auch häufiger vorkam – sie dennoch in den Himmel kämen.

Das Zweite Vatikanum bewertet auch dies neu und stößt damit eine Versöhnung mit Anders- und Nichtglaubenden an. Allerdings muss man sagen, dass das Konzil hier nicht völlig neues Neuland betritt, sondern einen Traditionsstrang, der seit dem Konzil von Trient und über die Päpste des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verläuft, aufgreift und weiterentwickelt. Dennoch ist die Formulierung des Konzils ein deutlicher Neuanfang.

Sie hält fest, dass die Taufe heilsnotwendig ist, stellt aber dann klar, dass diese Notwendigkeit nur für jene gilt, „die um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete Heilsnotwendigkeit wissen“. Das bedeutet: Wer weiß – d.h. selbst davon überzeugt ist –, dass die Kirche von Gott als heilsnotwendig gestiftet ist, und trotzdem nicht Mitglied der Kirche werden oder bleiben will, der kann nicht gerettet werden. Alle aber, die nicht davon überzeugt sind, dass sie die Kirche zum Heil brauchen – sei es, weil sie überzeugt sind, dass sie ihr Heil durch eine andere Religion finden, oder überzeugt sind, es gebe keinen Gott, oder sie unsicher sind, ob es einen Gott gibt oder ob er die Kirche zum Heil der Welt gestiftet hat – die sind auch von dieser Heilsnotwendigkeit nicht betroffen, vorausgesetzt, dass ihr Urteil nicht leichtfertig fällt, sondern sie nach echter Gewissensforschung zu dieser Überzeugung gelangt sind. Der tiefere Grund für beides – die Heilsnotwendigkeit der Taufe und die Beschränkung ihrer Notwendigkeit auf jene, die darum wissen – ist die universale Erlösungstat Christi: „Da nämlich Christus für alle gestorben ist und da es in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen gibt, die göttliche, müssen wir festhalten, daß der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein.“

So findet das Konzil zu einer Sichtweise auf andere Religionen und Nichtglaubende, die auch diese in positivem Licht wahrnimmt:

„Diejenigen endlich, die das Evangelium noch nicht empfangen haben, sind auf das Gottesvolk auf verschiedene Weise hingeeordnet. In erster Linie

jenes Volk, dem der Bund und die Verheißungen gegeben worden sind und aus dem Christus dem Fleische nach geboren ist (vgl. Röm 9, 4-5), dieses seiner Erwählung nach um der Väter willen so teure Volk: die Gaben und Berufung Gottes nämlich sind ohne Reue (vgl. Röm 11, 28-29). Der Heilswille umfasst aber auch die, welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslim, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am jüngsten Tag richten wird. Aber auch den anderen, die in Schatten und Bildern den unbekannteren Gott suchen, auch solchen ist Gott nicht ferne, da er allen Leben und Atem und alles gibt (vgl. Apg 17, 25-28) und als Erlöser will, dass alle Menschen gerettet werden (vgl. 1 Tim 2,4). Wer nämlich das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluss der Gnade in der Tat zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen. Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch, nicht ohne die göttliche Gnade, ein rechtes Leben zu führen sich bemühen. Was sich nämlich an Gutem und Wahrem bei ihnen findet, wird von der Kirche als Vorbereitung für die Frohbotschaft und als Gabe dessen geschätzt, der jeden Menschen erleuchtet, damit er schließlich das Leben habe.“

In diesem dichten Absatz werden zuerst die Juden noch einmal erwähnt, mit denen wir uns schon beschäftigt haben; sodann werden die Muslime als Monotheisten genannt und darauf Bezug genommen, dass sie sich selbst als Kinder Abrahams über die Linie des Ismael verstehen und wie die Kirche an ein barmherziges Gericht am Ende der Zeiten glauben. Danach werden sehr pauschal alle anderen Religionen zusammengefasst und schließlich werden auch jene genannt, die Gott nicht ausdrücklich anerkennen, also, die entweder seine Existenz leugnen oder die Frage nach ihr (noch) unbeantwortet lassen. Sie werden dadurch gerettet, dass sie sich bemühen, ihrem Gewissen zu folgen und ein rechtes Leben zu führen. Das Konzil hält aber fest, dass dies nur möglich ist, weil Gott den Men-



„ICH bin BEREIT“

– der Grundakkord von Mag. Josef Stock

Porträtbild aus dem Jahre 2010

Für die Leser des Pauliner Forums versuche ich, Msgr. OStR Mag. Josef Stock ein wenig zu „skizzieren“, mit ein paar Strichen zu zeichnen, um das sichtbar zu machen, was ihn ausmacht. Ich nehme dafür aber keinen Zeichenstift, sondern versuche mit Worten, seine wesentlichen Züge, die Konturen sozusagen, auf dieser Seite festzuhalten und so ein Bild von ihm entstehen zu lassen, was die Fotos oben und nebenan nicht „sichtbar“ machen können. Doch dazu muss ich den Monsignore, den Oberstudienrat und den Magister weglassen, sodass nur mehr der „Josef Stock“ übrigbleibt, der Mensch, der Priester. Das lässt sich bei ihm nicht auseinanderdividieren, ist bei ihm ein Ganzes, eine Einheit. Auch Leser, die ihn nicht kennen – wenn es solche überhaupt gibt – vermuten jetzt richtig, dass er aus dem Paulinum kommt. Und ich, selbst ein Pauliner, darf noch ergänzen: Josef Stock, ein Pauliner, der heuer sein vierzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert hat. Das ist der Anlass, ihn hier quasi zu porträtieren, allerdings ein bisschen anders, das Gesicht hinter dem Gesicht zu zeigen.

Der Josef erinnert mich immer wieder an einen Film nach einem Roman von Jack London: Goldgräber sitzen beim Kartenspiel um einen Tisch und legen ihren Einsatz in die Mitte, Dollar-

scheine oder gleich ein ganzes Bündel davon oder ein paar Nuggets, Goldklumpen. Der Josef hat immer mit dem höchsten Einsatz gespielt. Da waren ja nicht nur ein Spiel zu gewinnen, Goldscheine oder Goldklumpen. Es ging um seine Lebensaufgabe, um die Verantwortung und Berufung seines Lebens. Josef Stock hat dafür immer alles, sein Leben als Einsatz in die Mitte gelegt. Er war und ist ein leidenschaftlicher und unermüdlicher „Spieler“ bzw. Arbeiter im Weinberg seines Herrn, sich und seine Gesundheit nicht schonend, auch wenn es dieser dann oder wann bestimmt zuträglicher gewesen wäre, nein zu sagen. Er ist immer mit Leib und Seele am Werk. Mit Werk meine ich das, was ihm gerade zur Aufgabe geworden ist in diesem Weinberg: Jugendlager, Schule, Religionsunterricht, Paulinum, Spiritual, Pädagogische Akademie, Katholischer Tiroler Lehrerverein, seelsorgliche Aushilfen, Taufen, Hochzeiten, Führungen durch die Ewige Stadt, Bischöfliches Schulamt, Pfarre.... Alle seine Verdienste aufzählen zu wollen, das allein würde mehr als eine Doppelseite dieses Forums beanspruchen. Was immer er getan hat, wo immer er war, er war dort ein unermüdlich dienender Seelsorger an den Menschen. Das „ich bin bereit“ jenes Tages, an dem er zum Priester geweiht wurde,

hat er immer wieder neu gesagt, täglich aktualisiert. Es ist der Grundakkord seines Lebens geworden, der in seiner Unbedingtheit auch immer über die Begrenzung dieses Lebens hinausgewiesen hat. Seine Bereitschaft ist im Horizont dieser Welt nicht begrenzt. Dabei steht Josef Stock immer mit beiden Beinen – bodenständig sozusagen – ganz in diesem Leben, nicht abgewandt von dieser Welt, nicht welt- und lebensfremd. Josef Stock ist in seinem ganzen menschlichen und priesterlichen Einsatz immer am Puls des Lebens, verliert das Leben nicht aus den Augen, verliert sich nicht in intellektualisierenden Höhenflügen, die auf das



Josef Stock mit Bischof Dr. Manfred Scheuer und seiner Nachfolgerin Maria Plankensteiner-Spiegel als neue Leiterin des bischöflichen Schulamtes

Leben vergessen, es aus dem Auge verlieren. Wenn man mit ihm redet, spürt man, das Leben ist da, nicht irgendwo. Das mag auch ein Grund sein, dass Menschen ihn suchen, gern in seiner Nähe sind, als ob so etwas wie eine innere Anziehungskraft da wäre. Wo er auftaucht, gesellt sich bald jemand anderer dazu und dann noch einer und schon stehen ein paar beisammen, um ihn herum – in angeregter Unterhaltung, bei der sich auch Lachen, Humor und Witz ausbreiten können, ohne den notwendigen Ernst, der den „Dingen“ anhaftet, in Frage zu stellen. Und die Leute suchen gern das Gespräch mit ihm und er mit ihnen, sie bleiben gern bei ihm stehen und umgekehrt....

Das waren jetzt nur ein paar Striche, die das Gesicht hinter dem Gesicht des Menschen und Priesters Josef Stock zu zeichnen versuchen und wie von selbst in einen lang anhaltenden, großen und von Herzen kommenden Dank münden und in dem dringlichen Wunsch enden, dass Gott ihn segnend begleiten möge und ihm jenes Maß an Gesundheit schenken möge, das ihm noch lange ermöglicht, der zu sein, den „abzubilden“ ich hier versucht habe.

Josef Gredler, MJ 1970

Aufruf zur Spende für PV-STIPENDIUM

Liebe Altpaulinerinnen und Altpauliner,

In den Heften Pauliner Forum 59 und 60 haben wir euch das Pauliner Stipendium vorgestellt. Es gibt immer wieder Fälle, bei denen durch Arbeitslosigkeit, Scheidung, Krankheit o.ä. das Geld in der Familie sehr knapp wird. Dann reicht es hoffentlich noch für das Schulgeld, aber für Seminare, Ausflüge oder andere Schulaktionen ist nicht mehr genug da. Und zu diesem Zweck haben wir vor 3 Jahren dieses Stipendium eingerichtet, das vom Verein verwaltet wird und bei dem kleine Beiträge auf Antrag der Direktion ausgeschüttet werden können.

Bisher wurde damit bereits Unterstützung geleistet – viel ist nicht möglich, da das Konto noch recht schwach dotiert ist (es sollen keine anderen Vereinsgelder dafür verwendet werden!) Deshalb bitten wir euch um einen Beitrag zu diesem Fond. Ein Erlagschein ist beigeheftet.

Wolfgang Förg-Rob, MJ 1975, Vereinsobmann

schen seine Gnade dazu schenkt, und er tut dies, weil er will, dass alle Menschen gerettet werden. Daraus folgt nicht, dass automatisch alle Menschen gerettet werden, denn Gott akzeptiert eine Ablehnung seines Heilsangebots und ganz ähnlich wie die Versöhnung kann das Heil nur zustande kommen, wenn es auch angenommen wird. Nach der Auffassung des Zweiten Vatikanums liegt es also nicht daran, dass Gott seine Gnade verweigert, falls jemand nicht gerettet wird, sondern dies liegt dann daran, dass diese Person Gottes Gnade, d.h. Gottes Beziehungs- und Versöhnungsangebot, nicht angenommen hat, und das zeigt sich z. B. darin, dass sie nicht ihrem Gewissen folgt, sondern dagegen verstößt. Am Rande sei noch bemerkt, dass in den Großen Fürbitten des Karfreitags auch für all die hier genannten Gruppen von Menschen gebetet wird und zwar ebenso auf eine sie nicht vereinnahmende Weise.

Der Anstoß zur Versöhnung mit den anderen Religionen wird noch deutlicher in der schon genannten Erklärung *Nostra aetate*, die sich ja erst im 4. Punkt mit dem Judentum befasst, vorher aber mit den nicht-christlichen Religionen überhaupt. Diese werden insgesamt gewürdigt, wenn das Konzil erklärt: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet. Unablässig aber verkündet sie und muß sie verkündigen Christus, der ist ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ (Jo 14, 6), in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat.“

... der Sünde in der eigenen Kirche

Einen letzten Punkt möchte ich noch behandeln, weil er bis heute hochaktuell ist und wohl auch der Punkt sein dürfte, bei dem sich die katholische Kirche am schwersten tut: die Versöhnung mit der Sünde in ihren eigenen Reihen. Auch hier hat das Konzil etwas wieder aufgegriffen, was in der Tradition der Kirche vorher schon da war, aber

schwach ausgeprägt und in Vergessenheit geraten war. Auf dem Reichstag zu Nürnberg ließ Papst Hadrian VI. Anfang 1523 ein bewegendes Schuldbekennnis durch seinen Legaten verlesen. Es war die Zeit der Reformbestrebungen, die von Martin Luther angestoßen waren und die schließlich in die Reformation und die Kirchenspaltung mündeten. In dieser Situation ließ der Papst durch seinen Legaten sagen:

„Wir wissen wohl, daß auch bei diesem hl. Stuhl schon seit manchem Jahr viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen, Mißbräuche in geistlichen Sachen, Übertretungen der Gebote, ja, daß alles sich zum Argen verkehrt hat. So ist es nicht zu verwundern, daß die Krankheit sich vom Haupt auf die Glieder, von den Päpsten auf die Prälaten verpflanzt hat. Wir alle, Prälaten und Geistliche, sind vom Weg des Rechtes abgewichen und es gab schon lange keinen einzigen, der Gutes tat. Deshalb müssen wir alle Gott die Ehre geben und uns vor ihm demütigen; ein jeder von uns soll betrachten, weshalb er gefallen, und sich lieber selbst richten, als daß er von Gott am Tage seines Zornes gerichtet werde. Deshalb sollst Du [der Legat] in unserem Namen versprechen, daß wir allen Fleiß anwenden wollen, damit zuerst der Römische Hof, von welchem vielleicht alle die Übel ihren Anfang genommen, gebessert werde; dann wird, wie von hier die Krankheit ausgegangen ist, auch von hier die Gesundung beginnen. Solches zu vollziehen, halten wir uns um so mehr verpflichtet, weil die ganze Welt eine solche Reform begehrt. [...] Doch soll sich niemand wundern, daß wir nicht mit einem Schlage alle Mißbräuche beseitigen; denn die Krankheit ist tief eingewurzelt und vielgestaltig. Es muß daher Schritt für Schritt vorgegangen und zuerst den schweren und gefährlichen Übeln durch die rechten Arzneien begegnet werden, um nicht durch eine übereilte Reform aller Dinge alles noch mehr zu verwirren.“

Hadrian VI. waren nur gut eineinhalb Jahre Amtszeit beschieden, so dass er seine Reform nicht zu Ende bringen konnte; die Reformation folgte. Doch hat dieser Papst durch ein mutiges Schuldbekennnis deutlich gemacht, wie der Umgang mit der Sünde in der Kirche selbst aussehen könnte und wie daher Versöhnung ermöglicht werden könnte.

Das Zweite Vatikanum selbst greift

dies auf, aber in sehr zaghaft verhaltener Weise. Wir haben bereits gesehen, wie das Konzil Antisemitismus „beklagt“ und zwar „durch wen auch immer“ er begangen worden sei. Hier ist natürlich mitgemeint, auch wenn er von Vertretern der Kirche betrieben wurde – nur ist das nicht deutlich ausgesprochen. In *Gaudium et spes* bedauert das Konzil „gewisse Geisteshaltungen, die einst auch unter Christen wegen eines unzulänglichen Verständnisses für die legitime Autonomie der Wissenschaft vorkamen“ – eine deutliche Anspielung auf den Fall Galilei.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist v.a. die Lehre des Konzils, dass „die Kirche Sünder [und Sünderinnen] in ihrem eigenen Schoße“ umfasst und daher „zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig“ ist. Die Heiligkeit der Kirche ist dabei die ihr von Christus verliehene Heiligkeit, die auch im Credo bekannt wird; wenn die Kirche selbst aber der Reinigung bedürftig ist, so impliziert das, dass sie auch eine Kirche der SünderInnen, eine sündige Kirche, ist. Weiter wagt sich das Konzil aber nicht, die Sünden, die im Namen der Kirche begangen wurden, zu benennen.

Hier ging erst Papst Johannes Paul II. einen deutlichen Schritt weiter. Ihm war die Aufarbeitung kirchlicher Fehlritte durchaus ein Anliegen. So zählte der Journalist Luigi Accattoli 94 Begebenheiten, bei denen dieser Papst auf seinen Reisen um Vergebung bat. Schließlich baten er und wichtige Kardinäle, darunter sein späterer Nachfolger Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., am ersten Fastensonntag des Heiligen Jahres 2000 Gott um Vergebung für Sünden und Verfehlungen, die im Namen der Kirche geschahen, namentlich für „Schuld im Dienst der Wahrheit“, „Sünden gegen die Einheit des Leibes Christi“, „im Verhältnis zu Israel“, „gegen die Würde der Frau und die Einheit des Menschengeschlechtes“ und „auf dem Gebiet der Grundrechte der Person“. Diese Bitten richteten sich an Gott und nicht an die Geschädigten und sie sind durchaus auch zurückhaltend formuliert. Dennoch wird hier deutlich, dass Johannes Paul II. Gottes Vergebung für diese Fehler der Vergangenheit suchte und auch die Verzeihung der Geschädigten bzw. ihrer Nachkommen, wenn er auf Reisen um Verzeihung bat.

Es ließe sich durchaus ergänzen, dass auch die Nachfolger Johannes



Pauls II., Benedikt XVI. und Franziskus, diese Tradition fortschreiben. Ich möchte stattdessen zum Abschluss noch ein sehr schmerzhaftes Thema erwähnen: Vor allem im Jahr 2010 und danach wurde die Kirche schwer erschüttert durch Enthüllungen von sexueller Gewalt, die Priester und andere kirchliche Mitarbeiter an Kindern und Jugendlichen begangen haben. Der Schock war ein zweifacher: Zum einen der über die Taten, zum anderen der über die katastrophale Weise des Umgangs damit durch die Kirchenleitung an vielen Orten: Vertuschung statt Aufdeckung, Verschleierung statt Verantwortung, Täterschutz statt Opferschutz und Verleugnung statt Schuldbekennnis. In dieser Frage hat sich die Kirche viele Jahre auf eine Weise verhalten, die Vergebung und Versöhnung unmöglich machte – wenn sie bei solch schwerwiegenden Verletzungen denn überhaupt möglich ist. PsychotherapeutInnen und Meister der Spiritualität erklären uns aber, dass Vergebung und Versöhnung zwar nicht erzwungen und verordnet werden können, dass sie aber – wenn sie denn möglich werden – den Abschluss eines Heilungsprozesses darstellen. Es wäre daher, gerade um der Heilung der Verletzungen willen, Aufgabe der Kirchenleitung, Vergebung und Versöhnung dadurch zu befördern, dass sie Schuld eingesteht und Verantwortung übernimmt. In den vergangenen Jahren sind dabei große Fortschritte gemacht worden. Dies ist anzuerkennen. Dieser Weg muss aber konsequent weitergegangen werden, denn nur, wenn die Kirchenleitung selbst glaubhaft Schuld eingestehen kann, kann sie erwarten, dass Menschen sich durch die Kirche miteinander und mit Gott versöhnen lassen.

*Prof. Dr. Nikolaus Wandinger,
Institut f. systemat. Theologie
(Pastoralassistent im Paulinum 1996-1999)* ■

Anmerkung der Redaktion:

Aus Platzgründen wurde der Artikel mit Einverständnis des Autors ohne die zahlreichen Fußnoten abgedruckt. Auf der Homepage des Pauliner Vereins (www.paulinum.at) wird der Artikel mit sämtlichen Erläuterungen, Quellangaben und Verweisen veröffentlicht.

IDEE und KRITERIEN des Paulinerpreises

Der „Paulinerpreis“ wurde im Schuljahr 2007/2008 unter der Ägide des damaligen Direktors HR Dr. Bernhard Schretter in Kooperation mit der UniCredit Bank Austria AG aus der Taufe gehoben und stellt einen Weiterbildungsscheck in der Höhe von € 1000.- dar, mit dem das besondere Engagement von Schüler/inne/n gewürdigt wird. Grundvoraussetzung für eine Nominierung stellen die Jahreszeugnisse ab der 5. Klasse dar, die alle einen ausgezeichneten Erfolg und ein „sehr zufriedenstellend“ als Verhaltensnote aufweisen müssen. Die formale Nominierung erfolgt durch die Klassenvorstände, die hierbei als Bindeglied zwischen den Lehrpersonen und der Administration fungieren. Prämierungswürdig sind zusätzlich zu den oben bereits erwähnten schulischen Leistungen besondere Kompetenzen und/oder besonderes Engagement in religiöser und/oder sozialer und/oder kultureller und/oder sportlicher Hinsicht. Der Vorstand des „Paulinerpreises“, bestehend aus Geschäftsführer und Direktor, schlägt der Jury die möglichen Preisträger/innen vor. Diese setzt sich aus neun Mitgliedern zusammen: Diözesanbischof, Rektorin des Instituts für Bildung und Erziehung der Diözese, Direktor des Paulinums, Geschäftsführer des „Paulinerpreises“, zwei Vertreter der UniCredit Bank Aus-

tria und schließlich drei der Schulgemeinschaft (je ein Lehrervertreter, ein Elternvertreter und ein Schülervertreter). Für Mitglieder der Jury besteht eine fakultative Vertretungsmöglichkeit, im Falle der Nominierung des stimmberechtigten Mitglieds der Schülervertretung ist dessen Vertretung jedoch obligatorisch. Die Ermittlung der Preisträgerin/des Preisträgers erfolgt durch offene Abstimmung im Plenum mit erforderlicher einfacher Mehrheit. Der Preis wird im Rahmen einer würdigen Feier am Ende eines jeden Schuljahres in Anwesenheit der Jurymitglieder von Vertretern des Landesschulrats und der Stadt Schwaz überreicht und in der Folge wird die Siegerin/der Sieger in einer großen Tafel auf der Westseite der Aula unserer Schule als „student of the year“ gewürdigt. Freuen durften sich über diese Auszeichnung bis dato in chronologischer Reihenfolge beginnend mit dem Schuljahr 2007/8 folgende Pauliner/innen:

Gregor Zoller, Anna Bichler, Yvonne-Stefanie Moriel, Michael Adamer, Clemens Steinberger, Markus Anker, Magdalena Macht und Sandra Bruza.

Mögen viele weitere würdige Preisträger/innen folgen!

*Prof. Mag. Erich Thummer,
Geschäftsführer des „Paulinerpreises“* ■

60jähriges MATURAJUBILÄUM



*v. l. n. r. Luis Erler, August Wammes,
Alban Brugger, Bernhard Manser,
Elmar Jarosch, Anton Bodner,
Franz Lambach, Rudolf Sailer
und Ernst Waldhart*

Am Samstag, dem 30. Mai 2015, trafen sich 9 Mitschüler des Maturajahrganges 1955 um 10.00 Uhr im Paulinum zur Feier des 60-jährigen Maturajubiläums. Bei einer Heiligen Messe, welche von Mitschüler Bernhard Manser in Konzelebration mit Pater Anton Bodner und Franz Lambach zelebriert wurde, gedachten wir auch unserer verstorbenen Mitschüler. An-

schließend führte uns Direktor Mag. Kurt Leitl, der es sich nicht nehmen ließ, uns trotz Hektik und Maturastress zu empfangen, mit hochinteressanten Erklärungen durch das „Paulinum-Neu“. Ein gemütliches und mit Erinnerungen „gespicktes“ Mittagessen im Schloss Mitterhart bildete den würdigen und vergnüglichen Abschluss.

Dr. August Wammes, MJ 1955 ■

GOLDENES Maturatreffen – MJ 1965

Die Wiedersehensfreude war groß, als im Juni dieses Jahres der Maturajahrgang 1965 im Gasthaus Schloss Mitterhart in Vomp zu seinem fünfzigsten Jubiläum zusammentraf. Schmerzlich vermisst wurden drei liebe Maturakollegen, die bereits verstorben sind.

Gesprächsstoff gab es genug. Es wurden alte Erinnerungen aufgefrischt und natürlich auch aktuelle Geschehnisse und Informationen ausgetauscht. Zur Freude aller war zu diesem Treffen auch der ehemalige Musikprofessor Walter Knapp gekommen, der als einen

der Höhepunkte des Abends mit seiner neuen Leidenschaft zum Puppentheater eine Aufführung der „Königin der Nacht“ zum Besten gab.

Der „harte Kern“ der Jubilare fand sich am nächsten Tag noch im Paulinum ein, wo er von Direktor Mag. Kurt Leitl freundlichst empfangen und ihm bei einer interessanten Hausführung die Vorzüge des neuen Paulinums nähergebracht wurden.

Allgemeiner Tenor nach diesem Jubiläumstreffen: Man wolle sich in Zukunft in kürzeren Abständen wieder treffen.



Der „harte Kern“ des Treffens (von links n. rechts): Bernhard Winsauer, Gerhard Egender, Peter Kraler, Karl Schatz, Peter Knapp, Peter Linser

Dr. Oskar WÖTZER (MJ 1948) – ein Pionier der NÄCHSTENLIEBE

Du magst den vergessen, mit dem du gelacht, aber nie den, mit dem du geweint hast.

Khalil Gibran

Am 21. Juli 2015 ist Dr. Oskar Wötzer gestorben, ein Mensch mit ausgeprägter christlicher Wertehaltung und sozialer Verantwortung - beseelt vom paulinischen Geist.

Ossi - von seinen Freunden liebevoll genannt - wurde am 14.01.1927 in Grän im Tannheimtal geboren. Vermutlich hat er sein soziales Interesse und Empfinden in seiner Herkunftsfamilie erworben, bedenkt man, dass sein Vater langjähriger Bürgermeister von Grän war.



Dr. Oskar Wötzer

Es folgten 5 Jahre Gymnasium in Kempten und 3 Jahre Paulinum, die den jungen Wötzer wesentlich prägten und richtungsweisende Auswirkungen auf sein Leben hatten. Nach dem Jusstudium trat er 1952 in die Finanzverwaltung ein. Im Jahre 1973 wurde Dr. Wötzer zum Vorstand des Finanzamtes Innsbruck ernannt und übte diese verantwortungsvolle Tätigkeit 15 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung aus. Zudem hat er 23 Jahre lang mit großer Leidenschaft eine Lehrtätigkeit an der Universität Innsbruck im Bereich Steuerrecht wahrgenommen.

Dr. Wötzers soziales Gewissen war Aufforderung und Motor, sich weit über den familiären und beruflichen Wirkungskreis hinaus in vielfältiger Weise für die Gesellschaft einzusetzen

und einzubringen. So war er Gründungsmitglied vieler sozialer Vereine und Beschäftigungsinitiativen, wie zum Beispiel des „WAMS“.

Dr. Wötzer war von 1968-2000 Präsident der Tiroler Vinzenzgemeinschaften, die er zu einer der bedeutendsten sozialen Nahversorger ausbaute. Die Verbindung von „Contemplatio und Actio“ war sein Schlüssel, in dem sich die Vinzenzgemeinschaften von manch anderen Hilfsorganisationen unterscheiden. Mit den 40 Vinzenzgemeinschaften hat Dr. Wötzer in unserem Land eine dauerhafte Welle des Gebets und der Hilfsbereitschaft ausgelöst. Die Helfer kommen und gehen, es gibt aber keine einzige Vinzenzgemeinschaft in Tirol, die gegründet wurde und später wieder erloschen ist.

Über 40 Jahre hat Dr. Oskar Wötzer im Kuratorium des Senioren- und Pflegeheimes St. Josef am Inn gewirkt, 25

Jahre davon als Vorstandsvorsitzender. Er hat in dem jahrelangen und aufwendigen Prozess der Umgestaltung maßgeblich zur inneren und äußeren Erneuerung der Institution beigetragen.

Ich durfte Dr. Wötzer bei meinem Dienstantritt im Finanzamt Innsbruck als überzeugten und begeisterten Pauliner kennen lernen. Ich erinnere mich noch sehr genau an seine Worte: „Wir Pauliner haben die Verpflichtung, den Pauliner Geist zu leben!“

In einem Youtube-Video, dessen Link auf der Homepage und im Facebook-Account des Paulinervereins angeführt ist, zitierte Dr. Wötzer am Ende eine Widmung von Prof. Dr. Josef Schretter an Maturanten: „Im Dienste für andere gehe ich auf – das ist mein Wahlspruch – sei es auch der eure!“ Dr. Oskar Wötzer hat diesen Leitspruch in seinem Leben vielfach in verschiedensten Bereichen verwirklicht, denn „Nächstenliebe kann nie in Pension gehen!“ DANKE lieber Ossi!

Johann Schapler

In piam MEMORIAM

HR Dr. Willi **Huber** (MJ 1954) + 14.12.2014
 OstR Josef **Kuen** (förderndes Mitglied) + 03.01.2015
 HR Dr. Ernst **Lerch** (MJ 1950) + 17.06.2015
 Peter **Schrettl** (MJ 1970) + 20.07.2015
 HR Dr. Oskar **Wötzer** (MJ 1948) + 21.07.2015
 Dr. Rudolf **Sailer** (MJ 1955) + 15.10.2015
 Sebastian **Ladner** (MJ 1956) + 30.10.2015
 DI Christian **Riedl** (MJ 1961) + 04.11.2015

Ein **PERSÖNLICHES** Porträt zu Alt-Erzbischof Dr. Alois **KOTHGASSER**

Mein sehr persönlich gefärbtes Porträt unseres früheren Bischofs Alois Kothgasser gründet in einer fünfjährigen intensiven Zusammenarbeit. Alois Kothgasser war bekanntlich von 1997 bis 2002, also nur fünf Jahre, Diözesanbischof von Innsbruck, bevor er als Erzbischof nach Salzburg berufen wurde. Von 1998 bis 2002 war ich als Generalvikar sein enger Vertrauter – von ihm in diese Verantwortung gerufen.

Ich erinnere mich an die Predigt von Bischof Johann Weber aus Graz, der damals Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonfe-



Alt-Erb. Dr. Alois Kothgasser

renz war, in der er anlässlich der Bischofsweihe von Alois Kothgasser im Dom von Innsbruck gemeint hat: „Viele von Ihnen kennen den neuen Bischof noch nicht recht. Aber...es wird nicht schwer fallen, ihn kennenzulernen.“ Damit hat Bischof Weber einen charakteristischen Zug der Persönlichkeit von Alois Kothgasser angesprochen: Bischof Alois war ein sehr umgänglicher, begegnungsfreudiger Mann, ein echter Volksbischof; er ist auf die Leute zugegangen – freundlich, aufmerksam, ohne Allüren. Ich hatte immer den Eindruck: Zu Bischof Alois traut sich jedermann/jedefrau hin. Auch sehr einfache Menschen verspürten kaum Scheu, Bischof Alois anzusprechen. Innerhalb kürzester Zeit hat Bischof Alois die Diözese mit ihren Menschen gut kennengelernt. Dabei ist ihm vermutlich sein außerordentliches Namensgedächtnis sehr zu Hilfe gekommen. Bischof Alois ist ein volksnaher Mensch und Bischof!

Was ich in meiner Arbeit immer sehr geschätzt habe: Bischof Alois hat mir großes Vertrauen entgegengebracht – und mir auch viel zugetraut. Nie habe ich mich als bloßer Handlanger gefühlt; Bischof Alois hat mir viel verantwortlichen Freiraum zugestanden. Bischof Alois war ein angenehmer, vornehmer Chef.

Beeindruckt hat mich manchmal seine Hartnäckigkeit, die er bei aller sonstigen Sanftheit an den Tag legen konnte: Dies war bei einigen sehr großen, finanzaufwändigen Projekten der Fall. Trotz innerkirchlicher Bedenken und Meinungsverschiedenheiten hat Bischof Alois unbeirrt den Neubau der Heilig-Geist-Kirche in Telfs mit

dem angegliederten sozial-pastoralen Zentrum, den Neubau vom „Haus der Begegnung“ und den Um- und Neubau des Paulinums forciert und durchgezogen.

In die Zeit von Bischof Alois fielen einige zukunftsweisende Initiativen: z.B. die bis heute in Österreich nahezu einzigartige Errichtung eines diözesanen Arbeitskreises für Homosexuellenpastoral („Es geht hier nicht um ein

Reden über Menschen, sondern um ein Reden mit Menschen“ – so Bischof Alois damals); weiters die Errichtung des überaus geschätzten und bewährten Hospiz in Innsbruck; die Errichtung der diözesanen Kommission gegen die Ausübung von Missbrauch und Gewalt durch kirchliche Verantwortliche. Bezeichnend war es, dass Bischof Alois seine Antrittspressekonferenz in der Caritas-Flüchtlingsherberge abgehalten hat. Als Referent für die Caritas in der Österreichischen Bischofskonferenz hat er seine ausgeprägte pastoral-soziale Haltung einbringen können.

Auf die ihm gelegentlich von Journalisten gestellte Frage, ob er eher eine konservative oder eine eher progressive Linie verfolge, hat Bischof Alois schmunzelnd geantwortet: „Mein Motto lautet: In der Mitte nach vorn.“ Nie war daran zu zweifeln, was Bischof Alois wollte: im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils in großer Gelassenheit die Fenster öffnen, um dem Heiligen Geist Raum zu geben.

Die sehr ausgleichende und ver-

söhnende Grundhaltung von Bischof Alois war besonders in der ökumenischen Zusammenarbeit spürbar. Ein Markstein seiner Aussöhnungsbemühungen war die ökumenische Gedenkfeier in St. Veit i.D. im Oktober 2002. Sie erinnerte an die schreckliche Vertreibung von 621 Protestanten aus dem Defereggental, wobei die Ausgewiesenen 289 Kinder unter 15 Jahren zwecks katholischer Erziehung zurücklassen mussten.

Bischof Alois konnte auch sehr klare Worte finden, wenn es um gerechte Anliegen der Bevölkerung ging. So sagte er z.B. im Zusammenhang mit einer Blockade der Brennerautobahn: Diese Blockade ist „ein Aufschrei betroffener Menschen. Mit ihnen fühle ich mich solidarisch in der Sorge um die Zukunft unseres Lebensraumes... In einem Europa der Regionen darf unsere Heimat nicht ´überfahren´ werden.“

Es sind sehr fragmentarische Notizen, die ich hier zur Person von Bischof Alois, jetzt emeritierter Erzbischof von Salzburg, festgehalten habe. Jedenfalls kann ich mit Überzeugung sagen: Er war und ist ein „menschlicher“ Priester und Bischof – ein Mensch, der Gott und den Menschen redlich nahe sein möchte. Die von ihm initiierte Anbetungskapelle im Südturm des Domes in Innsbruck war auch ein starker Impuls, in den Pfarren der Diözese der eucharistischen Anbetung Raum zu geben. Alois Kothgasser – ein guter Hirte, Gott und den Menschen nah!

Dr. Ernst Jäger, Prof. für Religion
im Paulinum 1970-1973

REGIONALTREFFEN Oberland

Der herzlichen Einladung von Gottfried Hausegger (MJ 1964) folgten 23 Altpauliner und sie trafen sich gut gelaunt am 22. Oktober in Imst im Gasthof Neuner. Es wurde gegessen und geplaudert und erstmals berichtete der neue Pauliner Direktor Kurt Leitl den Oberländern von „unserem“ Bischöflichen Gymnasium. Zur Steigerung des Unterhaltungswerts der abendlichen Zusammenkunft las Annemarie Regensburger (Gattin von Bla-

rechts Blasius Regensburger und
seine Frau Annemarie



sius R., MJ 1957) mit kräftiger Stimme Mundart-Verse aus ihren Lyrik-Bänden vor und brachte die Anwesenden zum Lachen und auch zum Nachdenken.

Robert Höfner, MJ 1988

Der PAULINER-GEIST macht es aus . . .

So hatte es mein langjähriger Klassenvorstand Prof. Manfred Nuener bei seiner Laudatio ausgedrückt. Doch was genau ich mit diesem „Pauliner-Geist“ zu tun habe beziehungsweise welche enorm wichtige Rolle er bei der Vergabe des Pauliner Preises spielt, möchte ich in wenigen Worten zusammenfassen.

Zuallererst ist das Paulinum nicht irgendeine beliebige Schule, die man betritt und auf gleiche Weise verlässt, ohne dabei etwas Besonderes mitzunehmen. Um das zu verdeutlichen, hier ein Einblick in mein persönliches Erleben der Schulzeit am Paulinum: die Unterstufe - eine aufregende Zeit des Kennenlernens sowohl von Schülerinnen und Schülern aber auch von Lehrpersonen und dem ganzen System der Schule. Besonders geprägt hat mich in diesen ersten vier Jahren die Tatsache, dass wir eine reine Mädchenklasse waren, und automatisch ergab sich eine derart starke Verbindung untereinander, die auch in der Oberstufe nur noch stärker präsent wurde. Durch die gemischten Klassen kamen auch Jungs zu uns und wahre Freundschaften haben sich gebildet bis zum Ende der 8. Klasse. Doch was ich hier betonen möchte, ist das Gefühl von ZUSAMMENGEHÖRIGKEIT, welches einfach seit Beginn meiner Schulzeit am Paulinum durch-

wegs immer an erster Stelle stand. Egal ob es nun die Ausflüge waren oder der alltägliche Schulalltag, ich spürte diese Zufriedenheit in mir, Zufriedenheit, dazugehören, trotz jeglicher Makel, die ich besitze. Jeder wurde so akzeptiert, wie er ist, und die stärksten Kontraste ergaben in meinen Augen die schönsten Muster und Farben. Egal wem auch immer ich von meiner Schule berichtet habe (und ich sage mit Absicht „meiner Schule“ und nicht nur „Paulinum“, um zu verdeutlichen, wie wohl ich mich dort gefühlt habe), es waren meistens die Worte dabei: „Das kann man nicht erklären, man muss einfach in diese Schule reingehen und man spürt dann schon das, was ich meine!“ Das haben auch meine Eltern gespürt, als sie mit mir im Jahr 2006 am Tag der Offenen Tür am Paulinum waren und sofort begeistert waren.

Doch was macht die Atmosphäre hier so besonders? Als einen wesentlichen Grund sehe ich das Verhältnis zwischen SchülerInnen und den Lehrpersonen. Für mich bestand von Anfang an nie das Gefühl, ich müsste Angst vor LehrerInnen haben. Viel mehr bildete sich eine Art Freundschaft, die mir immer ermöglichte, über alle Probleme mit meinen Lehrern und Lehrerinnen sprechen zu können.

Dadurch entwickelte ich irgendwie

Verantwortung, auch im Namen anderer SchülerInnen mit den Lehrpersonen zu kommunizieren, und neben 3 Jahren, die ich als Klassensprecherin tätig war, hatte ich auch noch die Ehre, Schulsprecherin zu werden, was meine Bindung zum Paulinum nun bis ins kleinste Detail bestärkte. Es ist ein GEFÜHL, es ist etwas Echtes und so fiel es mir nie schwer, freiwillig bei verschiedenen Festen unserer Schule zu arbeiten, im Orchester zu spielen oder die Leichtathletik-Mannschaft genauso wie die Handballtruppe zu verstärken. Die Zeit am Paulinum füllte meine Vor-



Die Preisträgerin im Kreise ihrer Familie

mittage genauso aber auch die Nachmittage mit viel Freude, aber auch mit Tränen. Viele könnten meinen, Tränen bedeuten ja etwas Schlechtes.

Aber nein, diese Tränen bedeuten, dass mir das Paulinum am Herzen lag und ich vieles dabei sehr persönlich aufgefasst habe, was ich keinesfalls bereue. Besonders in dem Jahr, in dem ich Schulsprecherin war, lernte ich, viel Verantwortung zu übernehmen und Entscheidungen zu treffen. Dabei war das Wichtigste: FÜR die Schule und FÜR meine MitschülerInnen zu entscheiden. Ich denke, dass diese Loyalität, die ich dem Paulinum gegenüber hatte, ja selbst heute noch habe, auch viel dazu beigetragen hat, den Pauliner-Geist tatsächlich mit sich zu tragen, oder soll ich sagen, ihn gar selber zu „verkörpern“?

Eines steht fest, den Paulinerpreis habe ich zum Großteil auch meinen Eltern zu verdanken, die mir den Schulbesuch an einer so facettenreichen Schule ermöglicht haben, und auch der ganzen Schulgemeinschaft, denn genau dieses Wort GEMEINSCHAFT war das, was mich begeistert hat und auch weiterhin fest in mir verankert sein wird. Das Paulinum: ein Ort, an dem ich selbst sein konnte und besonders die Fähigkeiten meiner Person geschätzt und auch gefördert wurden.

Der Pauliner-Geist, den trage ich in mir, und ich vermute, durch ihn habe ich den Paulinerpreis verdient.

Sandra Bruza, Gewinnerin des Paulinerpreises 2015

40-JÄHRIGES MATURATREFFEN

Vierzigjähriges Maturatreffen am 26. und 27. Juni 2015 - Maturajahrgang 1975. In regelmäßigem fünfjährigem Intervall haben wir uns seit 1975 getroffen. Inzwischen sind seit unserer Matura unglaubliche vierzig Jahre vergangen und die Organisatoren unserer Treffen haben uns am 26. Juni 2015 nachmittags ins Cafe Central in Schwaz eingeladen. Von den 21 Maturanten von damals ist die Hälfte zu diesem Treffen erschienen.

Nach gemütlichem Beisammensein wechselten wir dann in den Gasthof Goldener Löwe, wo bei ausgezeichnetem Abendessen mit den entsprechenden Getränken unsere Erinnerungen aus der Gymnasialzeit aufgefrischt und Erfahrungen und Anekdoten aus den jeweiligen Berufen und privaten Um-

feldern ausgetauscht wurden. Bei den Vergleichen mit den Maturafotos von damals sind wir zur Erkenntnis gelangt, dass die Charaktere im Wesentlichen gleichgeblieben sind, dass wir auch nicht schlechter ausschauen, nur etwas reifer geworden sind.

Einige von uns übernachteten im Gasthof und am 27. Juni gingen wir dann leider nur mehr zu fünft die traditionelle Wallfahrt nach St. Georgenberg. Bei der Stärkung nach dem Kirchenbesuch auf der Terrasse des Gasthofes wurden klassisch Frankfurterwürstl mit Semmel verzehrt. Nach gemeinsamem Abstieg zum Parkplatz mit angeregter Unterhaltung verabschiedeten wir uns und stellten fest, dass es ein schönes Treffen war.

Dr. Ferdinand Steidl, MJ 1975

Vergessen, Verdrängen, Verzeihen, Versöhnen – ZUSAMMENHÄNGE?

Die Zusammenhänge zwischen diesen Phänomenen sind nicht so leicht zu erkennen. Was diesen Phänomenen gemeinsam zu sein scheint, ist, dass sie Formen sind, auf bestehende Sachverhalte zu reagieren, mehr oder weniger bewusst selbstverständlich. Ich habe im Weiteren versucht, diese Zusammenhänge unter Miteinbeziehung philosophischer Lexika zu ergründen.

Auf einer ersten Ebene, die wohl unseren Alltag am meisten betrifft, ist Vergessen nichts anderes als ein spezieller Fall von Gedächtnisverlust. Bezieht man sich mit dem Wort „Vergessen“ aber auf mehr als einen kognitiven Prozess, so spielt das Vergessen durchaus noch eine weitere Rolle. Die Erinnerung ist unsere Verbindung zur Vergangenheit, bei vollkommenem Vergessen stellt sich die Frage, ob der Mensch zwischen vor dem Vergessen und nach dem Vergessen überhaupt derselbe ist. Und so setzen wir, wenn wir keine anderen Informationen haben, voraus, dass die anderen Menschen auch über eine entsprechende Verbindung zur Vergangenheit verfügen. Mit jemanden, der sich an wirklich gar nichts, nicht einmal an unmittelbare eigene Gedanken erinnern kann, wird auf der Gesprächsebene so gut wie keine Interaktion möglich sein, denn selbst eine gegenwärtige Wahrnehmung oder eine Überlegung über die Zukunft muss durch Erinnerung bis zum Sprechakt konserviert werden. Vergessen ist ein praktisch nicht steuerbarer, passiver Prozess. Ein Min-

destmaß an Erinnerung scheint also eine Grundvoraussetzung für bewusst gesteuerte menschliche Kommunikation zu sein. Wer sich allerdings bewusst von seiner Vergangenheit abwendet, der vergisst nicht, er verdrängt.

Bei Verdrängung handelt es sich hingegen um einen aktiven Prozess, der einen psychischen Aufwand erfordert. Der Begriff wurde vor allem durch Freuds Psychoanalyse geprägt und als ein psychologischer Abwehrmechanismus gegenüber bedrohlichen Sachverhalten definiert. Der Begriff ist allerdings höchst umstritten, da bis heute nicht klar ist, ob sich die „Symptome der Verdrängung“ nicht durch einen einfachen Vergessensprozess genauso gut erklären lassen. Nichtsdestotrotz hat sich der Begriff „Verdrängen“ zu einem gängigen Wort unserer Alltagssprache entwickelt und wir bezeichnen damit in diesem Kontext ein bewusstes geistiges Umschiffen unangenehmer Sachverhalte. Es handelt sich gemäß der Verwendung in der Alltagssprache um etwas, für dessen Folgen wir eine wesentlich größere Verantwortung zu tragen haben als für ein bloßes Vergessen.

Während es bei Vergessen und Verdrängen um Formen des Abbruchs der Verbindung zur Vergangenheit geht, geht es bei Verzeihung und Versöhnung um einen bewussten Umgang mit einer gewissen Vergangenheit. Dieser Umgang betrifft einerseits unser persönliches Zusammenleben, hat aber auf einer zweiten Ebene weitreichende

Konsequenzen für das Zusammenleben von Menschen in einer Gesellschaft allgemein. Verzeihung ist der Verzicht auf die Beachtung der Schuld des anderen im weiteren Zusammenleben. Es bedeutet, weder die Schuld ungeschehen zu machen noch sie gut zu heißen. Der Begriff der Verzeihung wird vor allem in Bezug auf die moralische Schuld zwischen zwei Menschen oder in einer kleineren Gruppe verwendet und stellt die Grundvoraussetzung für einen noch universaleren Akt dar: die Versöhnung.

Der Begriff der Versöhnung spielt in Politik, Psychologie, Philosophie und einigen anderen Disziplinen eine Rolle. Darin zeigt sich bereits seine umfassende Diskussion. „Versöhnung“ ist mit dem Wort „Sühne“ verwandt und es geht dementsprechend um eine aktive Form der Wiedergutmachung einer Schuld. Abgesehen von seiner enormen religiösen Tragweite hat sich der Begriff zu einem zentralen Punkt in der sozialen und politischen Philosophie der Neuzeit entwickelt. Nach Hegel entsteht der allgemeine, gemeinsame Wille eines Volkes durch die Versöhnung der einzelnen Willen. Diese Versöhnung ist Basis für ein Zusammenleben in Freiheit und Gleichheit. Marx geht noch weiter und entwirft auf dieser Basis die Idee einer Gesellschaft, in der die ganze Welt versöhnt ist.

Geprägt durch verschiedene schmerzliche Erfahrungen ist man zur Einsicht gelangt, dass Freiheit und Gleichheit langfristig nur in einer Demokratie geschaffen werden können. Demokratie ist ein zerbrechliches Gut und erfordert daher sowohl Bewusstsein als auch aktives Bemühen um diese Güter. Demokratie kann ihrem ideellen Anspruch, Freiheit und Gleichheit für alle Menschen zu schaffen, nur gerecht werden, wenn bewusst eine Versöhnung zwischen der westlichen Welt insgesamt und schwächer entwickelten Ländern zumindest ernsthaft angestrebt wird, ohne dabei die soziale Spaltung der eigenen Gesellschaft noch weiter zu vergrößern. Denn eine universale Versöhnung ist nur möglich, wenn Menschen einander verzeihen und wenn die wirtschaftlichen Strukturen real verdrängt werden, die schon so gewohnt sind, dass man längst vergessen hat, dass sie ein sehr wesentlicher Teil des Problems sind.

15+1-JÄHRIGES TREFFEN des MJ 1999

Mit einjähriger Verspätung (aufgrund organisatorischer Unwägbarkeiten) hat am 16.5.2015 auf der Burg Friendsberg das fünfzehnjährige Klassentreffen des Maturajahrgangs 1999 stattgefunden. Bei traumhaftem Frühlingswetter genossen die zahlreich Erschienenen aus Nah und Fern zuerst einen Aperitif im Innenhof, um dann nach einer Führung durch die Burg mit Ausblick über Schwaz die ausgiebige

Burgplatte zu genießen. Bis spät in die Nacht wurde anschließend noch in der Burgschenke getrunken, gesungen, gelacht und in alten Erinnerungen geschwelgt. Ein herzlicher Dank gilt dem Organisationsteam und insbesondere der ausgezeichneten Gastgeberin Julia Spieß für die großartige Aufnahme.

Schluss PUNKT

BUDDY und MEDIATION am Paulinum

Seit 15 Jahren werden an unserer Schule Jugendliche im Bereich Kommunikation und Konfliktlösung begleitet.

Gestartet hat dieses Projekt die jetzige Direktorin des BRG Adolf-Pichler-Platz, Frau Mag. Evelyn Müller-Bürgel, die als Psychologie-/Philosophie-Lehrerin nach ihrer Ausbildung als Schulmediatorin die erste Gruppe von Streitschlichtern an unserer Schule installiert hat! Weitere LehrerInnen absolvierten in den nächsten Jahren die Mediationsausbildung, die sich dann durch die Buddyarbeit erweiterte. Heute besteht dieses Team aus 6 LehrerInnen, die jedes Jahr SchülerInnen aus den fünften Klassen als zukünftige Buddies für die ersten Klassen und SchülerInnen der sechsten als StreitschlichterInnen ausbilden.

Bereits in den ersten Klassen startet das Projekt „Faires Streiten“. An einem Vormittag in den ersten zwei Wochen werden unsere Jüngsten darin geschult, wie man in Konflikten fair miteinander umgeht. Zudem steht dieser Vormittag auch unter dem Aspekt des „Sich-Kennenlernens“. In dieser Zeit hat sich für jede erste Klasse eine Buddygruppe gebildet, die sich dann ihren „Kindern“ vorstellt und mit ihnen schon die erste Aktivität, z.B. das Basteln eines Geburtstagskalenders für das Klassenzimmer, unternimmt.

Über den gesamten Verlauf des ersten Schuljahres betreuen dann diese Buddygruppen ihre SchülerInnen und helfen ihnen, schulische Probleme zu bewältigen. So bieten sie z.B. Hilfe bei Lernproblemen an oder unterstützen sie vor Schularbeiten. Um die Klassengemeinschaft zu stärken, spielen

sie gemeinsam, backen Kuchen oder Kekse, basteln Adventskalender und veranstalten Schnitteljagden usw..

Treten Konflikte unter den jungen SchülerInnen auf, können die Buddys auch als StreitschlichterInnen arbeiten, da sie neben ihrer Buddyarbeit als MediatorInnen ausgebildet werden. Diese Ausbildung findet im Umfang von zwei Tagen in der sechsten Klasse statt, wobei mit Hilfe unserer Buddycafes, die einmal im Monat stattfinden, diese Konfliktarbeit vertieft wird.

Interessant ist es, dass im Verlauf der vielen Jahre, in denen dieses Projekt an unserer Schule durchgeführt wird, die MediatorInnenbildung hinter der Buddyarbeit zurückgetreten ist, da durch die fortlaufende Betreuung der ErstklasslerInnen viel Konfliktpotential weggefallen ist. Bemerkenswert ist auch, dass zwischen den SchülerInnen eine emotionale Bindung entsteht, die auch über das erste Schuljahr hinausgeht und den Zusammenhalt im Paulinum stärkt.

Prof. Martina Schweigl
 Prof. Thomas Heinzl

Dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag

Zweitausend Jahre sind es fast,
 seit du die Welt verlassen hast,
 du Opferlamm des Lebens!
 Du gabst den Armen ihren Gott.
 Du littest durch der Reichen Spott.
 Du tatest es vergebens!

Du sahst Gewalt und Polizei.
 Du wolltest alle Menschen frei
 und Frieden auf der Erde.
 Du wusstest, wie das Elend tut
 und wolltest allen Menschen gut,
 damit es schöner werde!

Du warst ein Revolutionär
 und machtest dir das Leben schwer
 mit Schiebern und Gelehrten.
 Du hast die Freiheit stets beschützt
 und doch den Menschen nichts genützt.
 Du kamst an die Verkehrten!

Du kämpftest tapfer gegen sie
 und gegen Staat und Industrie
 und die gesamte Meute.
 Bis man an dir, weil nichts verding,
 Justizmord, kurzerhand, beging.
 Es war genau wie heute.

Die Menschen wurden nicht gescheit.
 Am wenigsten die Christenheit,
 trotz allem Händefalten.
 Du hattest sie vergeblich lieb.
 Du starbst umsonst.
 Und alles blieb
 beim alten.

Erich Kästner